Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 30

Artikel: Im Abendfrieden

Autor: Wüterich-Muralt, Emma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641085

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

liegt, zu entfliehen. Lieber heimatlos und dem Hunger ausgeliefert, als sich selbst aufzugeben! Wir haben in der Schweiz keinen Maßstab, um die Empfindungen und Leiden solcher Heimatlosen zu bewerten. Wir müßten in unserer Geschichte um Jahrhunderte, in die Zeit der Glaubensverfolgungen, zurückgreifen, um einen solchen zu finden.

Oder wir lesen mit tiefstem Unbehagen, wie in dem hochkultivierten Finnland, das wir als politisch konsolidiert erachteten, plötzlich eine politische Oppositionsgruppe nach dem Willen einer andern Partei und unter Umgehung des verfassungsmäßigen Weges als außer Recht und Gesetz stehend erklärt wird und entehrende Gewaltanwendungen über sich ergehen lassen muß. Auch wenn wir die besonderen finnischen Verhältnisse — die Nähe des bolschewistischen Rußlands und die Verdienste der Lappo-Leute um die finnische Unabhängigkeit — in Anrechnung bringen, können wir vom Schweizerstandpunkt aus solche politische Methoden nicht gut heißen.

Nie würden wir Schweizer zugeben, daß zugunsten einer Partei die Freiheit des Glaubens, der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht und wie die Mittel und Wege der freien Gesinnungsbildung und -äußerung heißen, unterdrückt würden. Denn wir betrachten diese Bürgerrechte als die stärksten Pfeiler unseres demokratischen Staates, der ja ein Sozialstaat sein will mit dem Glück der größtmöglichen Menge als Ziel. Daß zu diesem Glück in erster Linie die politische Freiheit jedes Einzelnen gehört, das dokumentiert ja schon der Bund von 1291, dem wir unsern Nationaltag verdanken.

* * *

Doch wir würden mit Recht eines lächerlichen und chauvinistischen Optimismus' verdächtig, wollten wir nur Licht- und nicht auch Schattenseiten sehen an unserem Schweizertum. In wirtschaftlicher Beziehung haben wir jedenfalls unser Staatsziel noch lange nicht erreicht. Noch stecken große Teile unseres Volkes unverdienterweise in schweren Existenzsorgen. Noch ist die Sozialversicherung nicht endgültig unter Dach, die die Alten und Invaliden, die Witwen und Waisen vor Not und Armengenössigkeit schützen soll. Noch wissen wir keinen Weg, um der schwerringenden Bauernschaft und der von der Absatzkrise getroffenen Industrien dauernd zu helfen. Die vorgeschlagenen und gewährten Beihülfen für die Landwirtschaft, die Preisgarantien für Getreide, Obst und Milch stützen nur die Güterpreise und fließen zur Hauptsache in die Taschen der Grundrentner. Da helfen nur durchgreifende Maßregeln. Als eine solche verdient Beachtung der Vorschlag, den Schuldenbauern von Staates wegen billige Darlehen zukommen zu lassen gegen Titel auf den Hof, die bei Handänderungen automatisch verfallen. Solcherweise könnte die billige Hypotheke nicht den Preis des Gutes steigern, sondern käme restlos dem Schuldenbäuerlein zugute. Ganz unbegreiflich ist die kurzsichtige Schutzzollpolitik des Schweizerischen Bauernbundes, die dem Lande in doppelter Hinsicht schadet: sie provoziert Zollerhöhungen des Auslandes gegenüber unserer Exportindustrie und bewirkt dadurch die Schädigung desjenigen Volksteiles, der doch wieder der beste Abnehmer der landwirtschaftlichen Produkte ist und der nun die hohen Preise nicht mehr zahlen kann. Die Bauernführer scheinen von allen guten Geistern verlassen zu sein, wenn sie sogar übernationale Aktionen wie Briands Paneuropa-Bestrebung mit ihren hinterwäldlerischen Wirtschaftspostulaten hemmen wollen. In das gleiche Kapitel der Unbegreiflichkeiten gehört die hartnäckige Weigerung unserer nationalen Geldverwaltung, sich prinzipiell und offiziell für die Preis- und damit Geldwertstabilisierung als einer wirtschaftlichen Notwendigkeit auszusprechen; dies, obschon die theoretischen und praktischen Bedenken dagegen längst durch die Tatsachen und Erfahrungen widerlegt sind. Wer die schweizerischen Wirtschaftsprobleme mit überparteilichem Interesse verfolgt, weiß übrigens, daß keine einzige unserer politischen Parteien den Mut aufbringen würde, ihre traditionelle Doktrin zugunsten einer neuen aufzugeben, auch wenn deren Ueberlegenheit offen zu Tage läge. Das ist kleinliche Prestige- und Parteipolitik, die sich, im Lichte der Ersten-Augustfeuer besehen, ganz und gar unschweizerisch ausmacht. Denn wer im Hinblick auf die außerpolitischen Notwendigkeiten im Herzen mitschwört:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr..."

und wer weiter sich bewußt ist, daß es um kostbarstes Schweizergut geht, wenn Schillers Eidgenossen sich geloben:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben..."

dem muß der wahre Sinn des 1. August, unseres Tages der Selbstschau, aufgehen: Schweizer sein das heißt, seine eigenen persönlichen Interessen an das höhere des Schweizervolkes anhingeben. Und weil die Schweiz als Staat höchste Menschengüter schützt, weil sie in ihren Grundprinzipien den nationalen Frieden verkörpert, so darf der Schweizer im frohen Bewußtsein seines unvoreingenommenen Weltbürgertums sich seines Schweizertums freuen. H. B.

Ich möchte wandern . . .

Ich möchte wandern durch der Wüste Sand
Wo die Kamele ziehen, schwerbeladen,
Ich möchte ruhn am fernen Meeresstrand,
Im Gischt der Brandung meine Glieder baden.
Im Dickicht dunklen Urwalds möcht' ich sein,
Wo Königstiger, Leoparden hausen,
Möcht' steigen, einsam, bei Laternenschein,
Durch tiefer Klüfte nachterfülltes Grausen.
Auf Pferdesrücken möcht' ich ohne Rast
Der öden Steppen weit Gefild durchjagen,
Möcht' fahren in der Mittagssonne Glast
Zum Erntefest auf schwerem Bauernwagen.
Auf höchstem Bergesgipfel möcht' ich stehn,
Weltfern, umbraust von frischen Gletscherlüften,
Möcht' unter Palmen und Zypressen gehn,
In Gärten wandeln unter Rosendüften.
Im Ruderboot möcht' ich auf wildem Strom
Pfeilschnell an Wald und Schlucht vorübergleiten,
Möcht' früh am Morgen durch den hehren Dom,
Durch ernste, stille Klostergänge schreiten.
Möcht' ziehn durch des Polareis' kalte Pracht,
Auf Schlitten schnell dem Nordpol kühn entgegen.
Möcht' gehn durch fernste Inseln, unbewacht,
Einsam auf stillen, nie betret'nen Wegen.
Möcht' in der Weltstadt brausendem Gewühl
Ein Fremdling, unerkannt hinuntertauchen,
Möchte im Lagerzelt, als Jäger kühl
Mit Wilden stumm die Friedenspfeife rauchen.
Möcht' wandern, immer wandern, manch' ein Jahr,
Von Land zu Land, stets neue Wunder sehen....
Doch würd' einst schwach der Leib und weiß das Haar,
Möcht' ich nach Haus, in meine Heimat gehen!

O. Braun.

Im Abendfrieden.

Von Emma Wüterich-Muralt.

Es ist ein Bild, das ans Herz greift, wenn sie zusammen durch die Straße humpeln, der Großvater mit den weißen Haaren und das Buebli mit dem weißen Gesichtchen. Fürsorglich halten sie sich aneinander und den freien Arm stützt jeder auf einen Stock, der Großvater, weil er nicht mehr genug, und das Buebli, weil es noch nicht genug Kraft hat, allein zu gehen. Erst wenn die Glocke vom Kirchturm die fünfte Abendstunde verkündet, kommen die beiden aus dem Hause; sie müssen warten auf

die schmale Portion Geißmilch, die ihnen zukommt, denn nachher gibt's nichts mehr und Hunger tut weh, besonders wenn der Schmerz den Schlaf verscheucht und die Nacht nicht enden will. Wenn es regnet, dann bleiben sie in ihrer dürftigen Kammer, plaudern zusammen und staunen ins Freie. Manchmal mag das Buebli nicht aufstehen; da rückt denn der Großvater sein Bett ans Fenster, damit es den Himmel sehen kann. Aber sobald die Sonne kommt, leidet es die zwei nicht mehr unter dem Dache; da ziehen sie miteinander den lieben alten Weg den kleinen Hügel hinauf, und beim Bänklein unter der Eiche am Waldesrand machen sie Halt. Scheu stehen die, die sich hier zur Ruhe gesetzt, auf und machen den beiden Platz. Besonders die Kinder springen schnell beiseite und sagen etwa: „Sitz du, Adolf, die Bank gehört dir!" oder: „Nehmt ihr Platz, ihr seid müde und wir nicht."

Und da sitzen sie denn und lassen ihre Blicke über das herrliche Landschaftsbild gleiten, das sich vor ihnen ausbreitet. Oft geht es lange, bis einer von ihnen etwas spricht, sie müssen sich zuerst erholen von den Beschwerden, die das Gehen verursacht. Gewöhnlich ist es das Buebli, das das Schweigen bricht. Es hat einen offenen, empfänglichen Sinn für die Natur und jede, auch die kleinste Einzelheit darin, erregt seine lebhafte Teilnahme.

„O Großvater, sieh wie die Berge glühen, dort, dort, das Kreuz an der Jungfrau, o wie schön, wie schön! — Schau, ums Stockhorn legt sich ein Nebel — sie heuen im Talgut, über Gerzensee steht eine Wolkenwand — die Birnbäume haben schön angesetzt, der Hans in der Herrschmatt dengelt wieder" — so geht das oft in einem fort, daß der Großvater gerade genug zu tun hat mit horchen und schauen.

Heute ist es aber etwas anderes als die Natur, das den Kleinen beschäftigt; mit halblauter Stimme beginnt er:

„Diesen Morgen hat es der Vater wieder gesagt!"

„Was denn, Buebli?"

„Ach du weißt schon was, Großvater, wenn er nur uns beide bald los wäre."

Der Alte antwortet nicht, seine rotgeränderten Augen starren ausdruckslos ins Weite.

„Weißt, der Herr Doktor war bei ihm, um die Kleidung zu bezahlen; da hat ihn der Vater gefragt, was er meine wegen uns. Der Herr Doktor antwortete, du könnest noch viele Jahre leben trotz der Gliedersucht, denn du habest eine zähe Natur; aber mir traue er nicht viel mehr zu, mein letztes gutes Blutströpflein sei bald verbraucht. Ja, das habe ich gehört, Großvater: ich saß auf dem Bänklein hinter dem Ofen. Als der Herr Doktor fort war, sagte der Vater zum Gesellen: „Wenn sie doch nicht mehr gesunden können, wär's ein Glück, sie bald los zu sein, denn zwei, die essen und nichts verdienen, ist eine schwere Last für einen armen Schneider, die Marie, die mir konnte schaffen helfen, die hat richtig sterben müssen!"

Die Marie hat sterben „dürfen", willig und ohne Klagen ist sie aus der Welt geschieden und hätte sie den alten Vater und das schwache Buebli mitnehmen können, dann würde sie den Tod, der sie von der Seite des geizigen mürrischen Mannes erlöste, mit Jubelfreuden begrüßt haben.

„Sei nicht traurig, Großvater", bittet das Kind, „gelt, ich hätt' dir's lieber nicht sagen sollen?"

„Ist mir ja nichts Neues, hab's selbst schon gehört."

„So wollen wir jetzt von etwas anderm reden, gelt du?"

Der Großvater nickt zustimmend, aber es fällt ihnen nicht gleich etwas ein. Das Buebli schaut sich nach allen Richtungen um, endlich bleibt sein Blick an einer bestimmten Stelle haften.

„Du, Großvater", beginnt es, „heut wollt' ich wieder einmal, ich wäre nicht ich!"

„Wer möchtest denn sein?"

„Dorthin schau! Der dort möcht ich sein, der Hüterkobi", und er deutet auf den Buben, der fröhlich auf einem Stein steht und seinen Geißen vorjodelt; „o das wär' schön"; seine Augen glänzen in Sehnsucht.

„Ja freilich wär' das schön, Buebli", pflichtet der Großvater eifrig bei.

„Aber weißt", fährt es fort, „wenn ich der gesunde, lustige Geißbueb wäre, dann dürftest du auch nicht der lahme Großvater sein, denn ich möchte nicht so langsam laufen und fortspringen auch nicht, denn da würdest du traurig. Wer könntest du wohl sein?"

Beide denken darüber nach; da eilt der Briefträger durch den Wiesenpfad und mit einem kühnen Sprunge setzt er über den Bach.

„Ich hab's, ich hab's, Großvater, der Briefträger könntest du sein!"

„Ja erst noch, du hast recht", meint der Großvater lächelnd.

Das Buebli ist aber noch nicht ganz im Reinen mit seiner Idee. Es möchte sagen, in geistiger Beziehung und im Antlitz dürfte sich der Großvater nicht verändern. Aber es kann nicht die rechten Worte finden und so drückt es sich einfach aus:

„Nur die Beine dürftest du vom Briefträger haben, sonst müßtest du ganz der gleiche bleiben!"

„O Buebli, kannst mich dir vorstellen mit meinem runzligen Gesicht und meinen schneeweißen Haaren, wie ich über den Bach hüpfe, oder Trepp' auf, Trepp' ab eile in ein paar Sätzen, oder mich beim Müller über die Mauer schwinge?"

Nun lachen die beiden, daß dem Großvater seine Augen ganz klein werden und das Buebli endlich, halb in Lust, halb in Schmerz, ausruft:

„Hör auf, hör auf, Großvater, mir tut alles weh!" Es geht noch lange, bis sie sich erholt haben von ihrem Gelächter.

„Es wird bald Zeit sein, heimzugeh'n; komm Buebli, wir singen noch „unser" Lied."

Andächtig falten sie die Hände und ihre dünnen Stimmen tönen hinaus in den dämmernden Abendfrieden:

„Nimm Jesu, meine Hände
Und führe mich!
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich.
Ich kann allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt;
Wo du wirst gehn und stehen,
Da nimm mich mit!"

„Gelt, das Lied ist für uns zwei gemacht?" fragte einst das Buebli, als die Sonntagsschulkinder es ihm vorsingen mußten, bis es im Gedächtnis blieb.

„Wird schon so sein", antwortete damals der Großvater und seither nennen sie es „unser" Lied.

Und nun erheben sie sich langsam und ächzend von der Bank. Das Buebli verneigt sich nach allen Seiten, indem es sagt: „Adie Stockhorn, adie alle Berge, adie Eiche, Blumen, Aare, Bänkli, alle miteinander, schlaft wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn!", und bei jedem Knix zieht es höflich das Käpplein ab.

„Wie lustig du heute bist, Buebli, sagt der Großvater und wischt verstohlen mit der Hand die nassen Augen ab, dabei denkend, wie viel fröhlicher es noch sein würde, wäre ihm Gesundheit beschieden. (Schluß folgt.)

Die Geschichte von Eva Guldins Liebe.

Erzählt von H. Keller. 7

Aber fast wäre es doch wieder dazu gekommen. Es war, als Maielies für kurze Zeit weggerufen wurde und Eva und Lukas allein blieben.

„Eva", sagte Lukas schnell und leise, „weißt du, warum ich so schnell heiraten muß? Weil ich sonst mehr als gut ist